

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 16

Artikel: Marokko
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Opfer.

Von Adolf Keller (Xenos).

Mitten im Gebrauch des Lebens, mitten in seiner lauten Freude und seiner stummen Not gibt es Stunden, in denen wir spüren, daß eine Macht nach unserm Herzen greift. Wir möchten sie verstehen, sie nennen, sie begreifen. Aber sie will offenbar nicht verstanden, nicht begriffen und damit ergriffen, angeeignet sein. Sie läßt sich nicht behandeln wie ein Es, dem wir objektiv, forschend, zergliedernd, souverän gegenüberstehen. In solchen Augenblicken vollzieht sich vielmehr etwas von jener lebenslangen Auseinandersetzung zwischen einem Ich und einem Du, die einen höchst persönlichen, zur Entscheidung drängenden Charakter hat.

Wir können diese merkwürdige persönliche Sprache überall vernehmen. Sogar in der Natur, die uns doch so unpersönlich gegenübertritt. Nicht nur der Poet verwandelt ihr kühles Es in ein lebendiges Du und fühlt sich angesprochen vom Gestirn am Himmel wie von einem Birklein am Waldesrand. Wenn wir ihre wortlose Erhabenheit empfinden, klingt es immer wieder wie ein dumpfer, aber gewaltiger Anruf, wie eine Einladung zu einem Gespräch.

Wir hören diese Sprache auch im Schicksal. Es erscheint uns doch nicht immer als ein dumpfes Es, als „Ananke“, als „gezwungener Zwang“, der seelenlos unsere Seele zu Boden walzt. Es ist uns doch manchmal, als ob das Schicksal Augen hätte, die, wie jene Fee in Gottfried Kellers Gedicht, aus dunkler Tiefe durch das Eis hindurch nach uns schauen, spähend oder drohend. Als ob es ein Ohr hätte, um auf den Schrei unseres Herzens zu lauschen und gerade eben nichts anderes wollte, als auf diesen Aufschrei aus unserer stummen, allzustummen Seele herauszuloden. Als ob es eine Hand hätte, die nach unserm Wesen griffe, um es mit hartem Druck endlich zu einem Ich zu kneten, damit es mit jenem Du zu reden anfange.

Aber nirgends wird jene leise, geheimnisvolle Sprache dringlicher, persönlicher, als in jenem einzigartigen Opfer am Kreuz, wo wir immer wieder spüren, daß wir es nicht ganz verstehen, nicht ganz verstehen dürfen. Gerade in dem, was wir daran nicht verstehen, wirkt es am beunruhigendsten und herandrängendsten. Gerade darin verwandelt sich das verstandene Es eines geschichtlichen Geschehens in das unverstandene, unverständliche Du, das mit uns reden will. Hier wird nicht doziert, nicht philosophiert, nichts erklärt, nichts befohlen. Aber hier greift jene Macht nach unserm Herzen. Es ist wie eine Bitte: Schau hin! Höre zu! Nimm! Gib!

Das ist die Sprache des Opfers. Sie spricht in andern Sätzen als die Idee. Sie wirkt mit andern Bildern als die Kunst. Sie schenkt und fordert anders als die Moral. Sie läßt sich durch keine Theologie, nicht einmal durch eine Kreuzestheologie ganz ausdrücken. Sie bleibt brechender Blick, Schweiß und tropfendes Blut, Verschmachtung, Todessehnsucht, unaussprechliche Selbsthingabe, Aufquellen einer unergründlichen, unverständlichen Liebe, Erscheinung eines heiligen Hintergrundes einer unheiligen Welt.

Die Sprache des Opfers ist die Universalsprache. Denn es ist die Sprache der Liebe. Sie hat nur zwei Worte: Ich und Du! Und in dieser Sprache allein wird die Unterhaltung zwischen Gott und Mensch geführt. Die Sprache Gottes am Kreuz ist nicht Theologie und nicht Moral, sondern Opfer. Versteh' es, wer es kann!

Aber wer es versteht, fängt ganz langsam auch an, in dieser Sprache zu reden. Wir begreifen dann, daß wir damit mehr sagen können als mit Reden oder mit vielgeschäftigem Tun. Wir schöpfen damit etwas aus einer Tiefe herauf, die tiefer hinab reicht als bis auf den Grund des menschlichen Herzens. Es ist die unendliche Liebestiefe, die Gottestiefe. Das Opfer am Kreuz ist das Sent-

blei, das zum ersten Mal in diese Tiefe hinabgeworfen wurde.

Solange wir in der Sprache der Sinne zueinander reden, betäuschen und betören wir einander. Solange wir nur moralisch und theologisch zueinander reden, belehren, richten und bekämpfen wir einander. Wenn wir die Sprache des Opfers zu einander reden, leiden wir um einander. Aber in diesem heiligen Leben geht uns der Sinn des Göttlichen in dieser Welt auf und erschließt sich uns das Geheimnis von Ich und Du.

* * *

Mit Freude und Genugtuung werden die Leser des „Bund“ vernehmen, daß die interessanten und geistreichen Betrachtungen des „Xenos“, die ihnen letztes Jahr so manche Stunde der Erbauung und Erhebung gebracht haben, in Buchform erschienen sind. Die obenstehende Osterfestschrift ist diesem Buche — „Auf der Schwelle von Xenos“ betitelt es sich — entnommen. Mit Überraschung erfahren sie gleichzeitig, daß sich hinter dem Pseudonym „Xenos“ eine so prominente und sympathische Persönlichkeit verbirgt wie Prof. Dr. Adolf Keller, der Promotor und Sekretär der Stockholmer Weltkirchenkonferenz, der vor kurzem seinen Zürcher Wirkungskreis verlassen hat, um sich in Genf ganz der internationalen Friedens- und Versöhnungsarbeit zu widmen. Als Generalsekretär des Internationalen Sozialwissenschaftlichen Instituts in Genf hat er eben unter dem Reihentitel „Life and Work, Studien und Dokumente“ zwei Hefte erscheinen lassen, die Kunde geben von seiner Lebensarbeit. Das eine, betitelt „Die Fortsetzungsarbeit der Stockholmer Weltkirchenkonferenz“, faßt die Bestrebungen und Ziele der Stockholmer Konferenz in knapper rück- und ausblickender Darstellung zusammen. Die andere handelt in weitestreichender und aufschlußreicher Weise ab über „Soziale Programme der Kirchen und freier religiöser Organisationen“. Auch diese Arbeiten Professor Kellers seien unseren Lesern warm empfohlen.

H. B.

*) Die beiden Broschüren sind, wie auch das Buch „Auf der Schwelle“, im Wanderer-Verlag, Zürich, erschienen.

Marokko.*)

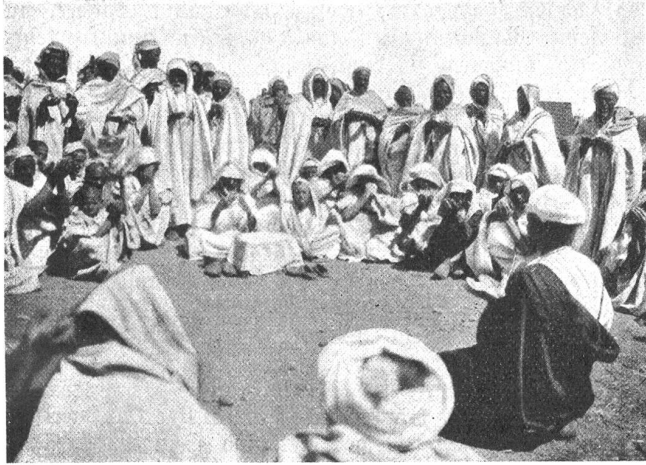
(Statt einer Buchbesprechung.)

Durch den Vertrag von Fés vom 30. März 1912 wurde Marokko ein Protektorat Frankreichs wie Tunis. Damit hatten die Franzosen ihre Vorherrschaft in ganz Nordafrika gesichert. Das fruchtbare Bergland am Nord- und Westfuße des Hohen Atlas war schon zu der Römer Zeiten von den Berbern, einem braunen, knochig-sehnig gebauten Ackerbau- und Hirtenvolk aus hamitischem Stamme, bewohnt. Die Berber bilden heute noch den Grundstock der Bevölkerung Marokkos. Die Herrschaft der Karthager und Römer hinterließ wenige Spuren; dagegen begann im 8. Jahrhundert n. Chr. mit der Einwanderung der Araber für das Land eine große Geschichts- und Kulturepoche. Der Islam und die aus Spanien zurückwandernden Mauren, deren Baukunst die wunderbare Alhambra zu Granada geschaffen, gaben damals schon Marokko das ihm bis heute gebliebene Kulturgepräge. Auch als die arabische Dynastie der Färisiden (von Färis I., dem Schwiegersohn des Propheten, gegründet) wieder von einem berberischen Fürstengeschlecht, dem der Almoraviden, verdrängt wurde, behaupteten sich der Islam und die arabische Sprache im Lande. Unter der Dynastie der

*) Leo Wehrli: Marokko. Von Marrakech bis Fés. Das aus der Kultur des Mittelalters erwachende Maurenland.

Mit 40 mehrfarbigen und andern Bildern nach Aufnahmen des Verfassers und einer Kartenfestschrift. Verlag Rascher & Cie A.-G. Zürich. Geb. Fr. 12.—.

Meriniden erfreute sich Marokko im 13. bis 15. Jahrhundert einer unvergleichlichen Blütezeit. In den alten Hauptstädten Fés und Marrakesch entstanden die



Souk el Arba, Erzähler mit dem Kreis seiner Zuhörer

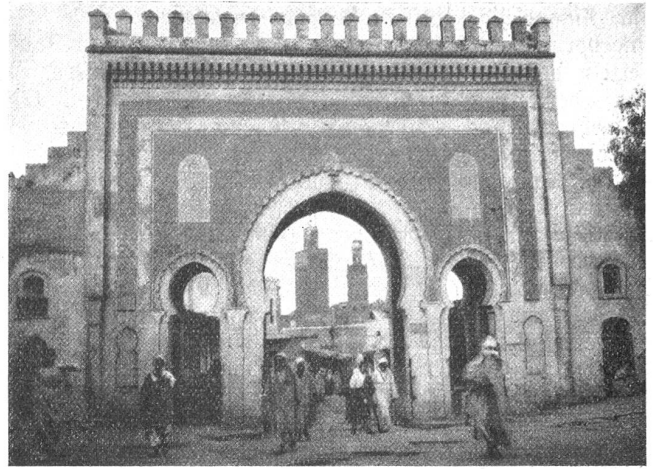
schönsten Moscheen und Mederses (höhere Klosterschulen), die heute noch durch ihre wunderbare Baukunst das Entzücken der europäischen Kunstkenner bilden.

Nach den berberischen Dynastien herrschten wieder arabische Potentaten — erst Scherife, dann Sultane — im Lande. Seeräuberei, Fremdenhaß und innere Wirren reizten nacheinander die Eroberungslust der Portugiesen, Spanier, Engländer und Deutschen. Ihnen allen liefen die Franzosen den Rang ab, die sich in Algier längst schon eine sichere Operationsbasis geschaffen hatten. Den politischen Widerstand Deutschlands gegen die Besetzung Marokkos überwandten sie mit Hilfe der Engländer, denen sie dafür in Ägypten freie Hand ließen.

Unter der Herrschaft der Franzosen ist Marokko mächtig aufgeblüht. Kenner der Verhältnisse, wie eben unser Gewährsmann, der Zürcher Geologe und Nordafrikaforscher Prof. Dr. Leo Wehrli, stellen diese Tatsache mit Erstaunen fest. Gleich der erste Generalresident, Marshall Lyautey, hat es verstanden, das Mißtrauen der Marokkaner gegen die europäische Kultur zu überwinden, ja ihnen geradezu die Freude am technischen Fortschritt einzupflanzen. Er schonte Flug und zuvorkommend ihr religiöses und kulturelles Empfinden und förderte und protegierte den Islam und die altmaurischen Kunstdenkmäler wie ein interessierter Kultur- und Altertumsforscher. Gleichzeitig baute er Casablanca zu einem Meereshafen ersten Ranges aus, der heute mit Marseilles wetteifert; er ließ, z. T. durch deutsche Kriegsgefangene, ein Netz von Straßen anlegen; im Jahre 1927 waren 4056 Kilometer fertig erstellt, davon 2978 richtige Automobilstraßen mit 8 oder 10 Meter Plattform und 4—5 Meter Chaussée-Breite, auf weite Strecken asphaltiert. *) Man erreicht heute Marrakesch von Casablanca aus in 5—7 Stunden Autofahrt; noch vor wenig Jahren war dazu eine Reise auf Kamelsrüden von Wochen nötig. Auch Eisenbahnen wurden gebaut. Die elektrische Ueberlandbahn von Casablanca aus nach Marrakesch, zuerst als provisorische Militärbahn von 60 Zentimeter erstellt, wird jetzt auf 1,44 Meter Normalspur ausgebaut, und bald werden dort die Schlaf- und Speisewagen der Linie Tanger—Fés rollen.

Marokko erwacht. Mit seinem subtropischen Klima (gleiche geographische Höhe wie Palästina—Ägypten), seinen vielen, vom Schnee des Atlas gespeisten Flüssen, seinen ausgedehnten Weideländern und anbaufähigen Hügellandschaften, Flussebenen und Küsten, mit seinen reichen Erz-

gruben (Eisen, Mangan, Blei, Zink, Zinn), Bauxitlagern (zur Aluminiumfabrikation) und Phosphatgebieten ist dem alten Maurenlande eine blühende Zukunft gewiß. Schon



Sés, Bab Bou Jeloud, ein typisches Stadttor.

heute besitzt Marokko einen bedeutenden Viehstand: 1½ Millionen Großvieh, ungefähr so viel wie die Schweiz bei etwas mehr (4½ Mill.) Einwohnern; dazu 9,1 Millionen Schafe und 3 Millionen Ziegen, nebst 183,000 Pferden, 560,000 Eseln, 67,000 Maultieren und 100,411 Kamelen (nach der Zählung von 1927).

Marokko ist 12mal so groß wie die Schweiz; doch war 1924 bloß eine Fläche von 24,404 Quadratkilometern — etwas mehr als die halbe Schweiz — angebaut. Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt sehr von den Niederschlägen ab, die oft ausbleiben (das Jahresmittel für Casablanca ist mit 394 Millimeter dreimal niedriger als das für Zürich). Noch fehlen großzügige Bewässerungsanlagen. Trotzdem liefern Getreide-, Gemüse- und Obstbau schon beträchtliche Ueberschüsse für den Export. Es werden Korn, Gerste,



Meknès, Ecuries — die Ruinen des Marfalles des Sultans Maulay Ismail; ein Riesenbau, der Raum für 12000 Pferde und Maultiere samt Sattelzeug geboten haben soll.

Hafer, Saubohnen, Erbsen, Mais, Hirse, Linjen, Fenchel, Korianden, Senna als hauptsächlichste Kulturpflanzen gebaut. Dazu kommen Reben (1926 bereits 9,08 Millionen

*) Ein Abonnent unseres Blattes teilt uns eben seinen Plan mit, von Bern aus mit dem Auto an den Kongo zu fahren. Dem werden also die Autostraßen Lyautéys gute Dienste leisten.

Stöcke), Oliven (3,5 Millionen Stämme), Mandelbäume, Palmen, Orangen- und Zitronenbäume, Feigen, Granaten, Äpfel, Pfirsiche, Aprikosen und andere Früchte.

Das französische Protektorat sah sich vorab vor hygienische Aufgaben gestellt. Die Berber starren vor Schmutz, in den Eingebornenvierteln (Medinas), insbesondere in den Judenvierteln der Großstädte wimmelt es von Ungeziefern, und Tausende sterben an Pocken- und Typhusepidemien. Oder vielmehr: so war es noch vor wenigen Jahren. Heute zeigt Marokko ein ganz anderes Bild. In 10 großen und 12 kleinern Spitälern wurden 1927 1,558,932 Konsultationen gegeben; 6 Spezialinstitute für Syphilisbehandlung zählten 114,537 Kranke. Gegen das Sumpffieber wird Chinin abgegeben. Die Marokkaner zeigen sich dankbar für die ärztliche Hilfe, die die Franzosen brachten. Den Marschall verehren sie wie einen Landesvater, und nicht minder beliebt war seine Gemahlin, die besonders die Krankenhäuser betreut hatte. Lhautens Nachfolger wurde Theodor Steeg, und seit 1929 ist Lucien Saint französischer Generalresident.

Auch das Schulwesen hat unter dem Protektorat prächtige Fortschritte gemacht. Schon 1924 zählte man 29,000 Schüler: 23,000 der Primar-, 2800 der Sekundar- und 400 höherer Stufen; 1400 besuchten Abendkurse. Es bestehen in Rabat und Fés Hochschulen (mit französischen und einheimischen Lehrern), in Casablanca eine Industrie- und Handelsschule und Lehrwerkstätten für Handwerker aller Art. Sogar Haushaltungsschulen für muslimännische Töchter gibt es schon.

Alles Wissenswerte über das moderne Marokko liest sich im neuesten Buche von Professor Wehrli. Dieser hat auf wiederholten Reisen — zum Teil als Reiseführer — Nordafrika gründlich kennen gelernt; 1925 drang er über Casablanca nach Marrakesch, der alten Hauptstadt, vor, und von Rabat, der europäisch gestalteten neuen Residenz des Sultans und des Protektorats, aus besuchte er die alten Kulturstädte im Norden: Meknès und Fés. Der Geologe Wehrli hat einen bewunderungswürdigen Scharfblick für architektonische Erscheinungen, aber auch ein großartiges künstlerisches Geschick, sie zu schildern. Die maurische Kultur erfährt in seinem Buche eine glänzende Darstellung. Diese ist unterstützt durch eine große Zahl z. T. kolorierter instruktiver Aufnahmen. Da das Buch als richtiges Reisebuch auch das persönliche Erlebnis zur Geltung bringt und zwar in einem höchst lebendigen und bildkräftigen Stil, liest es sich leicht, fast wie einen Roman. Wir können es uns nicht versagen, eine Textprobe — eines jener impressionistisch geschauten und geschilderten Erlebnisbilder, zugleich ein Kommentar zu unserer Abbildung „Der Erzähler“ Seite 215, im Nachtrag abzu drucken.

Wer einem Freund ein interessantes und feines Reisebuch schenken will, der weiß nun: da ist es! H. B.

Der Erzähler (Aus dem Kapitel „Das rote Marrakesch“).

„Von der liberal zugänglichen hohen Terrasse des Gebäudes der „Services municipaux“ — auf europäisch würde man sagen: vom Rathausurm — überschauen wir im rot-goldenen Abendlicht das flache Dächermeer der einstöckigen Häuser und staunen hinab zum dicht anliegenden Hauptplatz Djemâa El Fna. Ein unvergeßlicher Tiefblick tut sich auf, den ich raschestens in vier aneinandergereihten Kamerabildern festhalte. Da unten ist alles tausendfältige Bewegung fürs Auge und betäubendes Getöse dem Ohr. Und doch stundenlang daselbe Gesamtbild sich scharenden und wieder lodernder Menschenknäuel, die gleich chemischen Atomen zu komplizierten Ketten und ringförmigen Molekül-aggregaten zusammentreten, gruppenweise und einzeln in die beweglichen Verbände eingleiten, sich ablösen und austauschen, und ganze Haufen ziehen beständig zu und weg. Viertausend gleichzeitig anwesende Menschlein zählte ich nachher mit der Lupe auf meinen vier Bildern! Es ist schwer, den Eindruck in Worte zu fassen. Allmählich gewöhnt man

sich an die anfänglich schier beängstigende Unruhe dieses Erlebnisses, und das forschende Auge sucht nach Bleibendem, nach Gesetzmäßigkeit. Der trapezförmige Platz mißt 200 und 100 auf 150 Meter, öffnet sich nach Westen über einen schönen Garten zur großen Routoubia-Moschee, und saugt seine Menschenmassen aus den engen Hauptverkehrsadern der immensen Medina, welche auf die übrigen drei Fronten des Platzes unregelmäßig verteilt einmünden. Nach der Mitte ordnet sich das Leben in sechs bis acht große ringförmige Volksansammlungen, je zu mehreren hundert Köpfen auf fünf bis sechs Glieder geschart, wie um eine Zirkus-Arena. Die Vordersten hocken am Boden auf kreuzweis untergelegten Beinen, die hintersten Reihen sind Stehplätze. Von oben gesehen ist's ein Kranz wulstiger weißer Turbane über wallenden weißen oder braun gestreiften Burnussen, jenem in ganz Nordafrika üblichen schweren Baumwoll- oder Wollenkleid, das in malerischen hemdartigen Faltenrillen bis nahe an die Erde reicht, und von dem über den Rücken eine weite zipflige Kapuze als Vorratssack herunterhängt. Aller Köpfe sind in andächtiger Aufmerksamkeit nach der Ringmitte gerichtet, wo Sänger, Erzähler, Schlangenbeschwörer, Zauberkünstler, oder eine Tänzergruppe unter Assistenz eines kleinen Orchesters mit unglaublichen Värmimenten ununterbrochen Vorstellung geben. Sarsige Räuchlein steigen auf, und fettiger Menschengeruch.

Ich steige hinunter und verirre mich an einen dieser Ringe heran. Zwar im Gefühl, als einer der wenigen Europäer das helle, intim völkische Bild wie ein Tintenkleck zu stören. Will daher gleich zahlen — *captatio benevolentiae* — und ziehe mit einem blanken Franken, aus der hintersten Zuschauerreihe in die Höhe gestreckt, die Aufmerksamkeit des Erzählers auf mich. Er verengert seinen bis an die Gaumensegel aufgerissenen Schalltrichter zu einem gewinnenden Lächeln zweier elfenbeinschimmernder Zahnwehren, gibt seiner wallenden Prophetenmähne einen gefälligen Ruck und schreitet in violetter Gewand mit breitem orangefarbenen Gürtel barfuß mir langsam entgegen. Der Ring öffnet sich automatisch, bis das Geldstück erreicht ist, das er herumzeigt und befriedigt seinem Talar einverleiht. Dann nimmt er mich mit Würde bei der Hand, führt mich durch die hinter mir sofort sich wieder schließende Zuschauerlücke ins vorderste Glied und weist mir mit un-nachahmlicher Grazie einen Hockplatz an. Möglichst eingeboren lege ich mein Knochengestell unter mir zusammen und gehörte jetzt zu den vornehmen Logen-Inhabern des Freilicht- und Freilicht-Theaters. Das also ist der Wit dieser Hoderreihe: sie haben bezahlt, während die Stehgäste das Kolleg „schinden“ und zu- und abgehen wie in einer Messe.

Was der gute Mann dann noch auf Arabisch aufspricht, bleibt mir unverständlich. Auf einmal heben alle die Hände hoch, dann ertönt responforienartig ein kurzes Unisono. Mitgenommen habe ich nur im Ohr die eindringlichen Rhythmen seiner Musikkapelle: zirpende Rohrflöte, zweisaitige Kniegeige von der Form einer mit Schnüren überspannten großen Holzleiste, Tambourin, einfellige Trommel und ein dickes tönernes Röhreninstrument, über dessen Ende eine Haut gespannt ist, die von Hand bearbeitet wird — eine Fundgrube, optisch und akustisch, für hypermoderne Tonseker. Welterschmerzliche Traurigkeit liegt in den musikalischen Motiven, deren Eintönigkeit mit Mordenden verschnörkelt ist, wie der maurische Baustil durch Arabesken. Harmonie scheint unbekannt.

„Le roman parlé“ ist Unterhaltung und Unterricht zugleich. So müssen sich durch Jahrhunderte die Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ entwickelt und weitergepflanzt haben, deren Erzählung auf der Djemâa el Fna in Marrakesch einmal im Leben bewohnen zu dürfen, der sehnlichste Wunsch der Atlas- und Saharabewohner ist. Etwa wie einst für uns als Jungen die phantastisch vorgeträumten Genüsse des Pariser Montmartre als Babylon der Neuzeit.“